



Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

DIE „TOP TEN“ DER „GEBORGENEN SCHÄTZE“

Kulturzentrum Festung Ehrenbreitstein | Landesmuseum Koblenz | Haus der Archäologie



Ein Wort zum Anfang

Unsere Top Ten-Auswahl wird Sie faszinieren!

Gehen Sie mit dieser Broschüre auf Entdeckungsreise durch 800.000 Jahre Menschheitsgeschichte in der Rhein-Mosel-Region.

In jeder Raumeinheit werden Ihnen chronologisch ein oder zwei besonders wichtige Objekte kurz und verständlich erklärt. Zwei dieser Artefakte sind übrigens weltweit einzigartig! Wir beginnen in der Altsteinzeit und enden im späten Mittelalter.

Mit mehr als 400.000 Grabungsorten weist Rheinland-Pfalz bundesweit die meisten Fundstellen auf. Dies liegt an seinem milden Klima, seinen Flüssen, welche gleichzeitig der Wasser- und Nahrungsversorgung, aber auch als Wärmespeicher und Wasserstraßen dien(t)en. Etliche Fundorte liegen daher in Flussnähe. Aufgrund seiner zentralen Lage im Herzen Europas kamen zahlreiche Völker auf ihren Wanderzügen durch das Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz. Nicht zuletzt hatte und hat unser Land reiche Vorkommen an Schiefer, Ton, Bims und Basalt, welche bis heute einen großen Wirtschaftsfaktor darstellen.

Sprechen wir in dieser Broschüre von „unserer“ oder „der Rhein-Mosel-Region“, so reicht das angesprochene Gebiet im Norden bis etwa Andernach/Neuwied, östlich bis Bad Ems, südlich bis etwa Boppard und Cochem und im Westen bis Mayen. Kerngebiet ist somit die Vordereifel.

Wir wünschen Ihnen nun viele Aha-Momente und Entdeckerfreude in unserer Ausstellung „Geborgene Schätze“.

Faustkeile, die „Schweizer Messer der Steinzeit“

Dieser Faustkeil ist mit ca. 800.000 Jahren das älteste Stück dieser Ausstellung! Er wurde in den Flusssedimenten der Mosel bei Winningen gefunden und vom Frühmenschen Homo heidelbergensis hergestellt. Damit ist dieser Faustkeil einer der ältesten Belege für die Anwesenheit des Menschen an Mittelrhein und Mosel.

Faustkeile gehören zu den ersten Werkzeugen der Menschheit und erhielten ihre Form durch gezieltes Beschlagen mit anderen Steinen. Hierbei wurde der Schlag immer von außen in Richtung Steinzentrum geführt. Solche Schlagrichtungen können Archäologen erkennen und so Faustkeile von unbearbeiteten Steinen unterscheiden. Dieser hier besteht aus dem in unserer Region vorkommenden harten Gestein Quarzit und wurde mit nur ca. 15 Schlägen angefertigt.

Faustkeile dienten als Schneid-, Hack- und Spaltwerkzeug, zum Beispiel um Jagdbeute zu zerlegen oder um Knochen oder Holz zu spalten. Sie waren also echte Universalwerkzeuge.





Frühe Göttin – die „Venus von Gönnersdorf“

Schon in der Steinzeit waren Schwangerschaft und Geburt zentrale Themen, die sich die Menschen aber noch nicht erklären konnten. Frauen hatten daher einen besonderen Status in der Gesellschaft.

Auch wenn die Darstellung sehr abstrakt ist, verdeutlicht die „Venus von Gönnersdorf“ diese Verehrung der weiblichen Fruchtbarkeit: Sie stellt in erster Linie Becken und Brüste dar, die wichtigsten Körperteile der Geburt und Ernährung des Kindes.

Dieser Figurentypus der jüngeren Altsteinzeit lässt sich in halb Europa in einem breiten Streifen zwischen Paris und Moskau nachweisen. Die Figur wird heute „Venus“ genannt, da die römische Göttin Venus als Synonym der Weiblichkeit gilt.

Die Frauenstatuette besteht aus sehr hartem Mammutelfenbein, einem schon damals als kostbar erachteten Material. Gefunden wurde sie auf einem Siedlungsplatz im Neuwieder Stadtteil Gönnersdorf. Mit einem Alter von etwa 15.000 Jahren ist sie die bisher älteste gefundene skulpturale Menschendarstellung unserer Region an Mittelrhein und Mosel.

„Die Axt im Haus...“: gelochte Steingeräte

Bei diesen beiden Werkzeugen in der Vitrine handelt es sich um schwere, jungsteinzeitliche Steinaxtklingen mit großen Löchern im hinteren Klingenteil. Das Loch diente der Befestigung des Holzgriffs durch Einstecken in die Klinge. Diese Innovation hat bis heute Bestand, wir finden sie auch bei modernen Hämmern und Äxten.

Um zunächst die Form der Klinge zu erhalten, schlug man den Stein grob zurecht. Anschließend wurde er mit Hilfe eines körnigen Sandsteins in bis zu 20 Arbeitsstunden durch Schleifen geglättet. Die anschließende Herstellung eines Loches war eine besonders mühevollen Arbeit: Mit Hilfe von feuchtem Sand und einem Haselnussstock wurde in etwa 60 Arbeitsstunden das Loch in den Stein geschmirgelt.

Gelochte Steingeräte wie diese waren aufgrund des äußerst hohen Zeit- und Arbeitsaufwandes besonders wertvoll. Sie dienten der Bearbeitung von Holzklötzen und Baumstämmen, wurden aber manchmal auch Verstorbene als Grabbeigabe beigelegt.

Bringen Scherben Glück? – erste Keramiken

Vor etwa 7000 Jahren lernten die Menschen in der Jungsteinzeit, Gefäße aus Ton zu formen und im Feuer zu fester Keramik zu brennen. Die Idee dazu kam über Handelswege aus dem Vorderen Orient.

Zur Herstellung solcher frühen Keramik wurden zunächst viele Tonwülste in der gewünschten Form übereinandergelegt. Danach strich der Töpfer Außen- und Innenwand glatt. Vor dem Brennen ritzte er dann verschiedene Muster wie Bänder, Linien oder Stichreihen ein.

Die Verzierungen geben uns Aufschluss über die Zeit ihrer Entstehung sowie den Herstellungsort der Keramiken. Daher sind sie heute für eine ganze Epoche namensgebend. So sprechen die Archäologen bei den hier ausgestellten Keramikgefäße und -scherben von der „Bandkeramischen Kultur“. Sie stammen aus der frühen Jungsteinzeit und sind vor etwa 6500 bis 7000 Jahren entstanden. Damit gehören sie zu den ältesten keramischen Erzeugnissen am Mittelrhein.





„... den Dolch im Gewande!": zwei Griffplattendolche

Bei diesen Funden handelt es sich um Griffplattendolche aus der Bronzezeit. Die bronzenen, zweischneidigen Dolchklingen mit verstärkender Mittelrippe wurden in Hügelgräbern und Siedlungen im Kreis Mayen-Koblenz und im Kreis Neuwied gefunden.

Da Bronze ein eher weiches Material ist, nutzten sich die Griffplattendolche schnell ab und mussten durch Schleifen häufig nachgeschärft werden. Das wiederum führte zu einem hohen Materialverlust. Schließlich blieben nur noch kleine kurze Dolche übrig, wie der kleine Dolchrest auf dem Sockel.

Eine Besonderheit und gleichzeitig die Namensgeberin dieser Dolche ist die breite Griffplatte am hinteren Ende, woran der Griff mit Nieten befestigt wurde. Während Bronze in der Erde lediglich eine grünliche Patina bekommt, verrotteten die hölzernen oder beinernen Griffe.

Der Dolch fand in erster Linie als Stichwaffe und Schneidwerkzeug Verwendung. Da Bronze jedoch ein äußerst teures Material war, stellten bronzene Waffen und Schmuck zu ihrer Zeit Statussymbole höchsten Ranges dar; häufig wurden sie auch als Grabbeigaben mitgegeben.

„Dem Zufall sei Dank!“ – das keltische Eisenschwert

Das Eisenschwert wurde in einem Hügelgrab bei Kobern in der Nähe des Golorings gefunden und ist etwa 2500 Jahre alt. Obwohl eiserne Gegenstände meist rasch verrosten, ist es vollständig erhalten, was selten vorkommt! Es hat wohl zufällig an einem günstigen Platz gelegen.

Das Schwert steckt in einer bronzenen Schwertscheide, deren gesamter unterer Teil abgebrochen ist. Unterhalb der Bruchkante liegen mehrere eiserne Ringe, welche an dieser Stelle zur Befestigung der Schwertscheide an einem ledernen Gurt dienten. Eine kräftige Mittelrippe verstärkt die breite, spitz zulaufende Klinge. Das eiserne Griffinnere ist noch mit der originalen Holzummantelung versehen; Holz aus früheren Zeiten stellt ebenfalls einen sehr seltenen und daher wichtigen Fund dar.

Damals galt das Schwert als Zeichen eines fürstlichen Würdenträgers. Obwohl Kobern rund 160 km entfernt vom Glauberg (Wetterau) liegt, wurde dort eine auffallend ähnliche Darstellung eines Schwertes gefunden. Die Sandsteinfigur des keltischen „Fürsten vom Glauberg“ (Abbildung im Hintergrund der Vitrine) zeigt besonders die Wiederholung der charakteristischen Griffform. Sie lässt zudem erkennen, wie das Schwert getragen wurde.

Die große Entfernung und das dennoch gleiche Aussehen sprechen für eine serielle Fertigung solcher Waffen. Dies wiederum erlaubt den Schluss auf einen verstärkten, flächendeckenden Handel der frühen Kelten.



Das „Stonehenge der Eifel“ – der Goloring

Der Goloring ist vermutlich eine der bedeutendsten keltischen Kultstätten auf dem europäischen Festland. Wegen seiner Ähnlichkeit zum englischen Stonehenge wird er auch „Stonehenge der Eifel“ genannt. Die Anlage liegt in der Gemeinde Kobern-Gondorf und ist zwischen 1200 und 600 v. Chr. entstanden.

Der genaue Nutzungszweck des Golorings ist nicht bekannt. Wahrscheinlich handelt es sich um ein Heiligtum oder Kultplatz in Form einer Sonnenuhr. Hierfür spricht der knapp 10 Meter hohe Pfahl in der Mitte der Anlage. Ausgedehnte Grabhügelfelder in der näheren Umgebung des Golorings weisen auf die große Bedeutung der Anlage hin.

In Hügelgräbern wurden die Körper der Toten in ausgestreckter Lage meist in einem Holzsarg bestattet. Darüber wurde ein großer Erdhügel errichtet, dessen Größe die Bedeutung der begrabenen Person anzeigte. Ein solches Hügelgrab konnte bis zu einhundert Meter Durchmesser (lange Seite eines Fußballfeldes) und zwanzig Meter Höhe haben (Höhe eines sechsstöckigen Hauses). Häufig wurde es mit einem Steinkreis eingegrenzt.

„Roste da! Und lass mich sterben“ – ein Schwert als Grabbeigabe

Das Eisenschwert wurde in einem Hügelgrab der spätkeltischen Zeit gefunden und ist etwa 2200 Jahre alt. Die Klinge des Schwertes steckt in einer mit Goldinlagen und den typisch keltischen Wirbeln (Triskel) verzierten, eisernen Schwertscheide.

Bevor man es dem Grab des Toten beilegte, wurde das Schwert in einem besonderen Ritual absichtlich verbogen und dadurch unbrauchbar gemacht. Ein verbogenes Schwert konnte im Diesseits nicht mehr benutzt werden, war aber im Jenseits noch brauchbar.

Der Beigaben-Brauch geht darauf zurück, dass die Menschen an ein Leben nach dem Tod glaubten. Für dieses Leben wurden wichtige Dinge wie Schüsseln mit Proviant, Schmuck oder Waffen mitgegeben.

Die Ausstattung eines Grabes mit Beigaben sagt viel über den Toten aus, denn je vermöglicher der Tote bzw. seine Angehörigen waren, desto reicher wurde auch das Grab mit kostbaren Dingen ausgestattet. Waffen wie dieses Eisenschwert galten zudem als Statussymbol für Ansehen und Macht des Trägers.

Mauerschutz und Eichenstämme: das Oppidummodell

Ein „Oppidum“ bezeichnet eine stadtartig angelegte Siedlung, wie sie zu Zeiten der Kelten vor rund 2000 bis 2500 Jahren üblich war. Es bestand aus Wohnhäusern im Inneren, einem Tempelplatz zur Ausübung der Religion, einem Verwaltungssitz, einem Gericht sowie einem Wirtschafts- und Handwerkerzentrum.

Ein besonderes Merkmal dieser Siedlungsform waren die oft kilometerlangen gemauerten Wehranlagen, die den Bewohnern zu Kriegszeiten Schutz bieten sollten. Sie bestanden aus mächtigen Baumstämmen, die in einigem Abstand zueinander in den Boden eingelassen wurden. Der Freiraum zwischen den Stämmen wurde mit Steinen verfüllt. Anschließend wurde hinter der Mauer ein breiter Wall aus Steinen und Erde aufgeschüttet.

Der heutige Name „Pfostenschlitzmauer“ stammt von den Schlitzern, welche die heute verrotteten Baumstämme zwischen den Steinfüllungen hinterlassen haben.

Die Vitrine rechts zeigt einige Funde aus dem gallo-römischen Oppidum auf dem Martberg. Besonders interessant sind drei Tonkugeln mit eingeritzten Zeichen sowie die bronzenene Figur eines sitzenden Löwen (alle 1. bis 3. Jhd. n. Chr.).

Vermutlich handelt es sich bei dem Löwen um eine römische Votivgabe (symbolisches Opfer), während der Verwendungszweck der Kugeln nicht ganz zu klären ist. Vermutlich dienten sie als Orakel- oder Loskugeln, vielleicht handelt es sich aber auch um Kinderspielzeug.



„Ich kam, sah und siegte“ – der „Draco“, ein römisches Feldzeichen

Der ca. 1800 Jahre alte Draco (lat. für „Drache“) ist ohne Frage eines der großen Highlights dieser Ausstellung: Er ist weltweit das bisher einzige gefundene Original einer Reiterstandarte.

Der Kopf besteht aus zwei Teilen dünnen Bronzeblechs, deren oberes zudem feuervergoldet ist, und stammt aus dem Limeskastell in Niederbieber.

Ursprünglich saß der Kopf auf einer Stange und wurde vom Signifer (lat. für „Zeichen tragen“) mitgeführt. Dieser Soldat einer römischen Centurie (100 Mann) war häufig an einem Helm mit Maske und einem daran befestigten Tierfell (Wolf, Bär, Löwe) zu erkennen.

Am Ende des Drachenkopfes war ein schlauchförmiger Windsack aus Stoff befestigt, der sich beim Galopp durch den entstehenden Luftzug aufblähte und im Wind schlängelte. Hierdurch sollte der Drachenkörper imitiert werden. Die einströmende Luft erzeugte zudem ein hohes Pfeifgeräusch, ähnlich einem Zischen, das abschreckend auf die abergläubischen germanischen Feinde wirkte.





Die Brücke ohne Lücke: die erste Koblenzer Rheinbrücke

Das Modell zeigt die erste Koblenzer Rheinbrücke, entstanden in der Frühzeit der römischen Okkupation der Rheinlande. Die genaue Bauzeit ist nicht bekannt; dendrochronologische Untersuchungen der Jahresringe datieren das Fälldatum der verwendeten Eichenstämme auf das Jahr 49 n. Chr.

Die Brücke stand zwischen Ehrenbreitstein und dem gegenüberliegenden Koblenzer Rheinufer, etwa an der Stelle der heutigen Personenfähre. Sie ruhte auf rund 700 Eichenpfosten von jeweils zwölf Meter Länge. Die Pfosten wurden mittels einer auf einem Floß schwimmenden Ramme in den Rheingrund getrieben. Damit die Spitzen beim Treiben in den Untergrund nicht abbrechen, wurden sie mit einem Pfahlschuh verstärkt: Eine spitz zulaufende Eisenkappe ummantelt die Spitze des Pfostens.

In den 1970er Jahren aus dem Rhein geborgen, ist ein Original-Pfosten mit Pfahlschuh rechts neben dem Brückenmodell zu sehen.

Auch die Fahrbahn bestand aus Eichenbohlen, war etwa 350 bis 370 Meter lang und so breit, dass zwei große Fuhrwerke gut aneinander vorbeikamen. Sicherlich war die Verbesserung des Handels ihre vordringliche Aufgabe. Aber auch der Ausbau des Nachrichtenflusses sowie die Demonstration römischer Militärpräsenz aufgrund der Technikbeherrschung gehörten dazu. Nicht zuletzt stellte die Brücke eine Verbindung des linksseitigen Römischen Reiches mit den rechtsrheinischen Germanengebieten dar.

Farbe in ihrer schönsten Form: das „Blaue Boot“

Eine weitere hochkarätige Besonderheit ist das Blaue Boot von St. Aldegund. Die ca. 1800 Jahre alte Schale aus tief blauem durchscheinendem Glas stammt aus einem reich ausgestatteten spätrömischen Frauengrab bei St. Aldegund an der Mosel. Als sie der Verstorbenen als Grabbeigabe beigelegt wurde, war das Boot schon mehr als 100 Jahre in Gebrauch.

Die dünnwandige Schale wurde in Schlifftchnik aus einem Glasblock gefertigt (diese Technik ist heute nicht bis in alle Einzelheiten geklärt). Sie steht auf vier kleinen Füßen und besitzt einen hochgezogenen Bug. Rillen und Wülste an der Außenseite imitieren eine hölzerne Bordwand.

Zum Färben des Glases wurde der blaue Halbedelstein Lapislazuli benötigt, welcher aufwendig und teuer über mehr als 5000 km aus dem Gebiet des heutigen Iran importiert werden musste.

Weltweit fanden Archäologen bisher nur 5 ähnliche Glasschalen, allerdings alle in preiswerteren Farben wie Grün und Weiß. Aufgrund der Schlifftchnik, seiner komplizierten Form sowie der Farbgebung gehört diese Schale zu den kostbarsten Gläsern der Spätantike unserer Region.



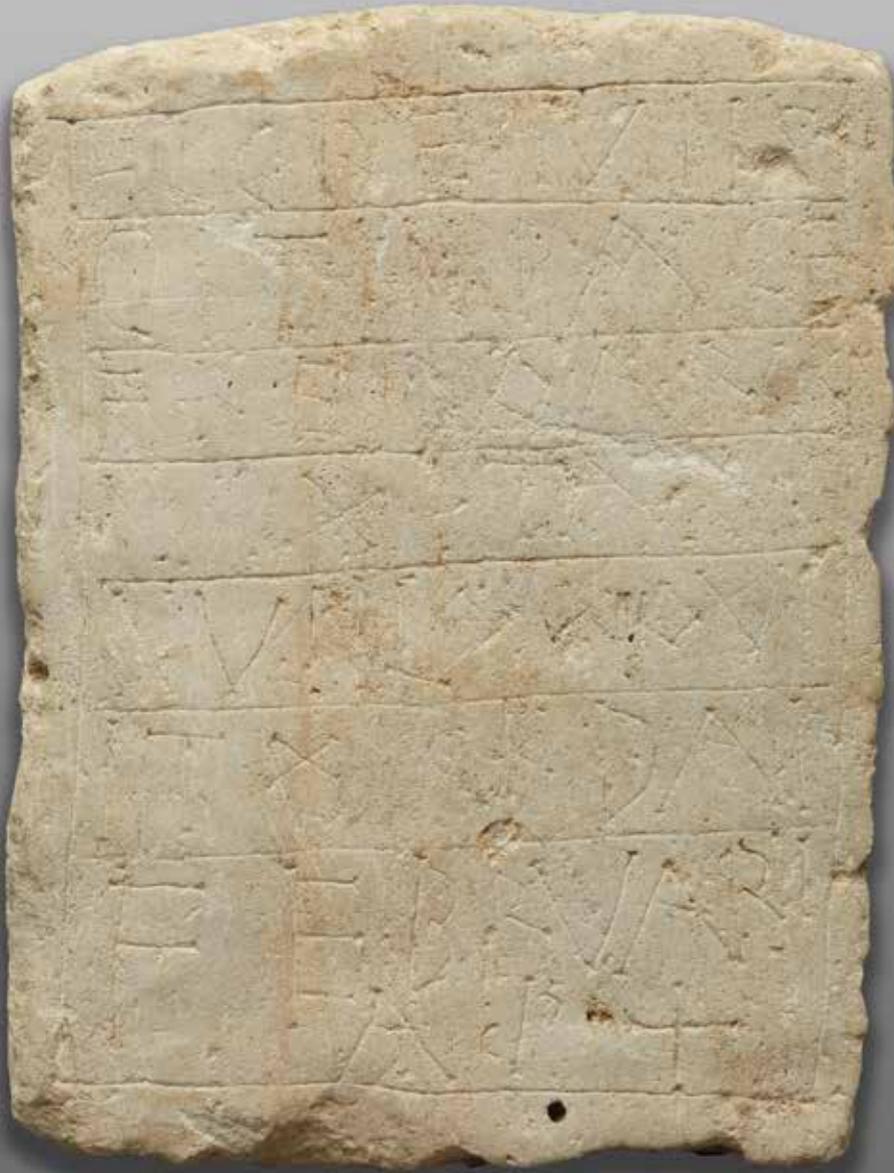
Altbekannt: Fußbodenheizungen – das Hypocaustum

Bei diesen Objekten handelt es sich um Ziegelsäulchen einer römischen Fußbodenheizung, eines „Hypocaustums“. Es heißt wörtlich übersetzt „von unten heizen“. Hypocausten waren üblicher Bestandteil eines römischen Landguts, der so genannten „Villa rustica“ (Modell gegenüber).

Der Boden der beheizbaren Räume lag auf zahlreichen einzelnen Ziegelsäulen (siehe Zeichnung im Hintergrund). Um die Heizung zu aktivieren, wurde der Bereich um die Säulen durch ein Feuer beheizt. Die dabei entstehende heiße Luft stieg nach oben und erwärmte den darüber liegenden Fußboden.

Besonders warm wurden Räume, deren Wände mit Hohlziegeln verkleidet waren: Durch die Hohlräume im Inneren der Ziegel zog die Wärme des Feuers auch in den Wänden hinauf und heizte so zusätzlich den Raum (Zeichnung: am rechten Rand).

Der Holzverbrauch einer solchen Anlage war übrigens enorm. Besonders in großen Badehäusern der römischen Städte brannten die Feuer 24 Stunden an 365 Tagen im Jahr, um die benötigten Wassermassen und Räume zu heizen.



„Ruhe in Frieden“ – ein Grabstein früher Christen

Der in Boppard gefundene frühchristliche Grabstein aus dem 7. Jhd. n. Chr. wurde für das Grab einer Frau namens „Fredoara“ hergestellt. Der Name der Toten ist in der dritten Zeile zu lesen, unten links ist außerdem ein Kreuz als christliches Symbol zu sehen. Die Schrift auf dem Grabstein ist nur dünn ausgearbeitet.

Interessanterweise war der Stein ursprünglich eine Treppenstufe in einer römischen Villa rustica. Erst später wurde er in Zweitverwendung zum Grabstein umfunktioniert.

Die jahrlange Nutzung des Steins als Stufe ist an dem durch Tritte hervorgerufenen Verschleiß des Steins zu erkennen.

„In Reih und Glied“ – fränkisches Frauen- und Männergrab

Zur Zeit der Franken im Frühmittelalter setzte man die Toten in Reihengräbern auf Friedhöfen am Rande der Siedlungen bei. Sie wurden in ein Tuch gewickelt und mit dem Kopf nach Westen begraben. Manchmal wurden die Toten auch in Holzsärgen oder Steinsarkophagen beerdigt.

Zu dieser Zeit kennzeichneten einfache Grabsteine die Gräber (siehe Stein gegenüber). In ihrer Schlichtheit unterschieden sie sich deutlich von den inzwischen veralteten und abgelehnten römischen Grabsteinen. Diese waren immer aufwendig gearbeitet und nahmen mitunter monumentale Ausmaße an.

Obwohl die Verstorbenen außer Speisen und Getränken keine speziellen Grabbeigaben bekamen (ebenfals im Unterschied zu römischen Bestatteten), lassen sich Frauen- und Männergräber deutlich unterscheiden: Die Toten wurden in ihrer Alltagskleidung bestattet, dazu gehörten nach fränkischer Sitte bei Frauen Fibeln, bunte Glasperlenketten, Spinnwirtel, Nähadeln oder Schlüssel (Vitrine rechts). Männer hingegen bekamen ihre Waffen beigelegt, manchmal auch ihr Rasiermesser (Vitrine links). Zur Alltagskleidung beider konnten neben den Gewändern aber auch Pinzetten, Knochenkämme, Scheren und Gürtel mit teils sehr großen Schnallen gehören. Diese Funde vermitteln uns heute den jeweiligen Status der Bestatteten.

Die Frankenzeit war zudem die Blütezeit des Tauschierens, obwohl diese Technik bereits seit der Bronzezeit bekannt ist. Das Wort kommt aus dem Arabischen und bedeutet wörtlich „färben“. Tauschieren bezeichnet eine Technik zur Verzierung von Metallen, ähnlich den Intarsien bei Holz. Dabei werden aus dem Grundmetall Vertiefungen in Form der gewünschten Verzierung geschnitten. In die entstandenen Kerben wird ein andersfarbiger Draht eingelegt und die Oberfläche durch Hämmern wieder geglättet.

Besonders prunkvoll tauschierte Stücke finden Sie in der Standvitrine.



Frauengrab-Beigabe



Männergrab-Beigabe



„Nur zwölf goldene Teller ...“: Holzlöffel und -geschirr

Das hier gezeigte Geschirr stammt zwar aus dem 16. Jhd., jedoch sahen auch mittelalterliche Teller und besonders die Löffel mit dem typischen kurzen Stiel genauso aus. Diese wurden nicht wie heutige Löffel elegant gehalten, sondern erlaubten nur ein Halten mit der Faust; ein Hinweis auf veränderte Tischmanieren.

Löffel waren im gesamten Mittelalter besonders wichtig, denn es war das Zeitalter des Breies. Zum Essen von Weizengrütze, Gerstenbrei oder Eintopfsuppen waren Löffel natürlich unerlässlich. Somit stellten Löffel einen persönlichen kostbaren Besitz dar, der nach dem Tod sogar vererbt wurde. Diese Sitte kennen wir heute noch als Sprichwort: „Den Löffel abgeben“.

Holzgeschirr war keinesfalls ein Zeichen von Armut, denn selbst in wohlhabenden Haushalten wurden an gewöhnlichen Tagen einfache Suppen aus Holz- oder Keramikgeschirr gelöffelt (Vitrine gegenüber). An Feiertagen und besonders bei Gastmählern wurde jedoch das „gute Geschirr“ präsentiert, um den Wohlstand des Gastgebers zu zeigen. Dies konnten mitunter auch silberne oder gar goldene Teller sein.

Doch diese waren wohl so teuer, dass sich daraus das Märchen von Dornröschen entwickelt hat. Hier hatte sogar „der König nur zwölf goldene Teller, und weil es aber dreizehn Feen im Lande gab, konnte er eine nicht einladen.“



Rheinland-Pfalz

GENERALDIREKTION
KULTURELLES ERBE

Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz

Kulturzentrum Festung Ehrenbreitstein |

Landesmuseum Koblenz

Greiffenklaustraße

56077 Koblenz

Tel. 0261 6675-4000

landesmuseum-koblenz@gdke.rlp.de

www.tor-zum-welterbe.de

Impressum:

Idee, Objektauswahl und Text: Jörg Hahn

Fotografie: Ulrich Pfeuffer

Gestaltung: Sirko Drose, KDP Medien

Redaktion: Dr. Dr. Axel von Berg, Prof. Dr. Andreas Schmauder, Jörg Hahn

© Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz | Landesmuseum Koblenz, 2020

Eine Publikation zur Ausstellung „Geborgene Schätze. Archäologie an Mittelrhein und Mosel“
der Generaldirektion Kulturelles Erbe Rheinland-Pfalz, Direktion Landesmuseum Koblenz,
in Zusammenarbeit mit der Direktion Landesarchäologie, Außenstelle Koblenz